

Madeleine Thien
Einfache Rezepte

Madeleine Thien

Einfache Rezepte

ERZÄHLUNGEN

*Aus dem Kanadischen
von Almuth Carstens*

Luchterhand

Dieses Buch ist meiner Familie gewidmet, in Liebe.

*Ein Haus ist ein simples Konstrukt.
Die Baumeister sterben, doch das Haus besteht.
Und nach wie vor zählt jede Kindheit
wie im Schatten wachsende Minze,
jeder Wandel ist mühsam,
folgt keiner natürlichen Melodie.
Die Welt mag alt sein,
aber schon damals war sie alt
ohne Ende und Anfang.*

– Roo Borson,
aus »Milk«

Inhalt

Einfache Rezepte	11
Vier Tage von Oregon	29
Alchemie	57
Korrespondenz	77
Haus	97
Schienenblitz	121
Ein Stadtplan	147
Danksagung	207

Einfache Rezepte

ES GIBT EIN EINFACHES REZEPT für die Zubereitung von Reis. Mein Vater hat es mir gezeigt, als ich ein Kind war. Damals pflegte ich auf der Küchentheke zu sitzen und zu beobachten, wie er die Körner schnell und sicher in seinen Händen siebte und dabei Schmutzteilchen oder Sand, winzige Unvollkommenheiten entfernte. Er ließ seine Hände durchs Wasser wirbeln, und es wurde trüb. Das Geräusch, das er beim Säubern der Körner erzeugte, war so laut wie ein Feld voller Insekten. Immer wieder spülte mein Vater den Reis, goss das Wasser ab und füllte dann erneut den Topf.

Die weiteren Instruktionen sind simpel. Sobald das Waschen erledigt ist, füllt man den Topf mit so viel Wasser auf, dass es einem bis zum ersten Knöchel des Zeigefingers reicht, wenn man mit der Spitze den Reis berührt. Mein Vater brauchte keine genauen Angaben oder Messbecher. Er schloss einfach die Augen und ertastete die Wasserlinie.

Manchmal träume ich immer noch, dass mein Vater, die nackten Füße flach auf dem Boden, mitten in der Küche steht. Er trägt ein altes Oberhemd und verblichene Sweatpants mit Gummizug in der Taille. Umgeben von glänzenden Oberflächen und den spitzen Ecken von Herd und Kühlschrank, wirkt er fehl am Platz. Die Erinnerung an ihn ist so deutlich, dass es mich bisweilen verblüfft, wie detailliert ich ihn vor mir sehe.

Jeden Abend vor dem Essen vollzog mein Vater dieses Ritual – waschen und abgießen, den Topf dann in den Kocher

stellen. Als ich älter war, übertrug er mir diese Aufgabe, aber ich erledigte sie nie mit der gleichen Sorgfalt. Ich tat nur so, als ob, indem ich mit dem Wasser herumspritzte und mit dem Finger ungefähr den Wasserstand abmaß. An manchen Abenden war der Reis ein schleimiger Matsch. Ich war beunruhigt darüber, dass ich eine so simple Aufgabe nicht bewältigte.

»Tut mir leid«, erklärte ich am Tisch mit leiser und verlegener Stimme.

Als Antwort aß mein Vater einfach weiter, schob sich den Reis in den Mund, als hätte er überhaupt nichts anderes erwartet, als bemerkte er keinen Unterschied zwischen dem, was er so gut und ich so schlecht konnte. Rasch wanderten seine Stäbchen über den Teller, und er aß bis zum letzten Bissen alles auf. Dann erhob er sich pfeifend und räumte den Tisch ab, und mit jeder seiner abgezielten und sicheren Bewegungen überzeugte er mich davon, dass es gut bestellt war um die Welt.

Mein Vater steht mitten in der Küche. In der rechten Hand hält er eine mit Wasser gefüllte Plastiktüte. In der Tüte gefangen ist ein lebendiger Fisch.

Der Fisch atmet kaum, obwohl sein Maul auf- und zuklappt. Ich linge hoch und berühre ihn durch die Plastiktüte hindurch, streiche mit den Fingern über die Kiemen, den weichen, muskulösen Körper, schiebe meinen Finger über seinen Augapfel. Der Fisch schaut mich unentwegt an und schaukelt träge hin und her.

Mein Vater lässt die Küchenspüle volllaufen. Mit einer raschen Bewegung dreht er die Tüte um, und der Fisch schwappt zusammen mit dem Wasser heraus. Er krümmt sich und hüpf. Wir beobachten ihn aufmerksam, ich auf den Zehenspitzen, das Kinn auf die Theke gestützt. Der Fisch ist so

lang wie mein Arm vom Handgelenk bis zum Ellbogen. Die Wände des Beckens streifend, treibt er dahin.

Ich halte Wache über den Fisch, während mein Vater mit den Vorbereitungen fürs Abendessen beginnt. Der Fisch biegt seinen Körper, versucht zu wenden oder zu tauchen, so dass Wasser über den Rand der Spüle fließt. Obwohl ich mit meinen Fingern winzige Kreise um ihn ziehe, beachtet mich der Fisch nicht, schnellt im kalten Wasser von einer Seite zur anderen.

Viele Stunden hintereinander waren wir nur zu zweit. Während meine Mutter arbeitete und mein älterer Bruder draußen spielte, saßen mein Vater und ich auf der Couch und zappten uns durch die Sender. Er liebte Kochshows. Wir sahen *Wok mit Yan*, wobei mein Vater ständig Urteile über Yans Methoden abgab. Ich war begeistert, als Yan Orangenschalen in Schwäne verwandelte. Mein Vater rümpfte die Nase. »Das kann ich auch«, sagte er. »Dazu muss man kein Genie sein.« Er legte eine Frühlingszwiebel ins Wasser, um mir zu demonstrieren, dass sie dann wie eine Blume aufblühte. »Ich kenne viele solche Tricks«, sagte er. »Viel mehr als Yan.«

Dennoch machte mein Vater sich sorgfältig Notizen, als Yan die Zubereitung von Pekingente vorführte. Über Yans Wortspiele lachte er herzlich. »Take a wok on the wild side!«, intonierte Yan und deutete mit seiner Schöpfkelle auf die Kamera.

»Ha ha!«, lachte mein Vater, bis seine Schultern bebten. »*Wok on the wild side!*«

Morgens brachte mein Vater mich zur Schule. Und um drei Uhr nachmittags, wenn wir beide auf dem Heimweg waren, ratterte ich alles herunter, was ich an dem Tag gelernt hatte. »Der Brachiosaurus«, informierte ich ihn, »isst nur weiches Gemüse.«

Mein Vater nickte. »Genau wie ich. Zeig mir mal deine Stirn.« Wir blieben stehen und begutachteten uns mitten auf der Straße gegenseitig. »Du hast eine hohe Stirn«, sagte er und beugte sich vor, um besser sehen zu können. »Alle intelligenten Menschen haben die.«

Ich stolzierte einher und streckte die Beine, um mich seinen Schritten anzupassen. Ich war hochofren, wenn meine FüÙe mit seinen mithalten konnten, rechts, dann links, dann wieder rechts, und wir marschierten wie eine Kompanie. Mein Vater war ein Meister der Kunststücker; er konnte eine Stunde lang dasitzen und mit einem runden Löffel Tunnel in eine Wassermelone bohren, er konnte aus der Schale ein Schloss schnitzen.

Mein Vater war in Malaysia zur Welt gekommen, und er und meine Mutter emigrierten etliche Jahre vor meiner Geburt nach Kanada, wo sie sich zuerst in Montreal und schließlich in Vancouver niederließen. Während ich in die Beharrlichkeit des Regens von Vancouver hineingeboren wurde, stammte mein Vater aus einem Monsunland. Als ich klein war, versuchten meine Eltern, mir ihre Sprache beizubringen, doch sie ging mir nie leicht von der Zunge. Mein Vater fuhr mir mit dem Daumen sanft über den Mund, als wollte er begreifen, was mir solche Schwierigkeiten bereitete.

Mein Bruder kam in Malaysia zur Welt, aber als er zusammen mit meinen Eltern nach Kanada auswanderte, ging ihm die Sprache verloren. Oder er vergaÙ sie oder verweigerte sie, was auch weit verbreitet ist, und das ärgerte meinen Vater. »Wie kann ein Kind eine Sprache vergessen?«, fragte er meine Mutter. »Es liegt daran, dass das Kind faul ist. Daran, dass das Kind beschließt, sich nicht zu erinnern.« Als mein Bruder zwölf Jahre alt war, fing er an, nachmittags drauÙen zu bleiben. Er rannte mit seinem Fußball in der Gasse hinter dem Haus auf und ab und kam erst zum Abendessen heim. Meine

Mutter arbeitete tagsüber als Verkäuferin bei Woodward's im Stadtzentrum, in dem Gebäude mit dem rotierenden W auf dem Dach.

Die Decken in unserem Haus waren vergilbt von Fett. Sogar in der Luft lastete es. Ich erinnere mich, dass ich dieses Gewicht liebte, die Luft, die geschwängert war vom Geruch unzähliger Mahlzeiten, gekocht in einer winzigen Küche, von all den guten Gerüchen, die hier um Platz wetteiferten.

Der Fisch in der Spüle stirbt langsam vor sich hin. Er schimmert und glänzt, als ob seine Haut aus leuchtenden Mineralien bestünde. Am liebsten würde ich ihn mit beiden Händen greifen, so dass sich sein Körper unter dem Druck meiner Finger anspannt. Wenn ich fest zupacke, werde ich sein flattern des Herz spüren können, nehme ich an. Stattdessen versuche ich, den Fisch zu hypnotisieren. *Du bist seeehr müde*, sage ich zu ihm. *Du wirst immer schläfriger*.

Neben mir hackt mein Vater Frühlingszwiebeln. Er benutzt dazu ein Hackbeil, das, wie er behauptet, um viele Jahre älter ist als ich. Die Klinge des Beils schwingt vor und zurück; Zwiebelschlaufen türmen sich neben dem Handgelenk meines Vaters zu einer Pyramide. Als er fertig ist, krempelt er seinen rechten Ärmel hoch, langt ins Wasser und zieht den Stöpsel heraus.

Der Fisch in der Spüle schwimmt noch, und wir betrachten ihn schweigend. Das Wasser sinkt unter seine Kiemen, unter seinen Bauch. Es läuft ab, bis das Becken trocken ist. Der Fisch liegt mit offenem Maul da, sein Körper hebt und senkt sich. Er drischt an die Wand der Spüle. Dann springt er in die Höhe. Er windet sich und schnappt mit einem Satz nach seinem Schwanz. Der Fisch segelt in die Luft und fällt schwer wieder herunter. Er zuckt heftig.

Mein Vater greift mit bloßen Händen zu. Er hebt den Fisch

hoch und legt ihn sanft auf die Arbeitsfläche. Während er ihn mit einer Hand festhält, schlägt er mit der flachen Seite des Hackbeils auf seinen Kopf. Der Fisch bleibt reglos auf der Theke liegen, und mein Vater fängt an, ihn auszunehmen.

In meiner Wohnung achte ich darauf, dass die Wände sauber sind. Ich öffne die Fenster und stelle den Ventilator an, wenn ich eine Mahlzeit zubereite. Mein Vater hat mir einen Reiskocher geschenkt, als ich mein erstes eigenes Apartment bezog, aber ich benutze ihn so selten, dass er, die Schnur ordentlich um den Bauch gewickelt, ganz hinten im Schrank steht. Ich habe kein Verlangen nach den Mahlzeiten selbst, doch ich vermisse es, wie wir uns gemeinsam hinsetzten, die Körper hungrig vorgebeugt, während mein Vater ein Gericht nach dem anderen enthüllte. Wir lachten und aßen, und die Brille meiner Mutter beschlug mit weißem Dampf, bis sie sie abnehmen und auf den Tisch legen musste. Dann aß sie mit geschlossenen Augen weiter, und das knackige Gemüse zwischen ihren Stäbchen leuchtete strahlend grün.

Mein Bruder kommt in die Küche, und er ist von Kopf bis Fuß mit Dreck beschmiert. Beim Gehen hinterlässt er eine dünne Schleifspur. Den Fußball, voller Schlamm vom Spielen draußen, hat er fest unter einen Arm geklemmt. Als er sich an meinem Vater vorbeidrückt, ist seine Miene angespannt.

Neben mir streut meine Mutter Knoblauch auf den Fisch. Sie lässt mich eine Hand unter den Kopf des Fisches schieben, ihn ergreifen und nach hinten biegen, so dass sie den Fisch mit Ingwer füllen kann. Ganz vorsichtig drehe ich den Fisch um. Er ist fest und schlüpfrig und mit winzigen, scharfen Schuppen besetzt.

Am Herd langt mein Vater nach einer alten Teekanne. Sie

ist mit Öl gefüllt, und er gießt das Öl in den Wok. Es zerrinnt zu einer dünnen Schleife. Nach einem Moment, als das Öl zu knistern beginnt, nimmt er den Fisch und legt ihn in den Wok. Er fügt Wasser hinzu, und Rauch wallt auf. Der bratende Fisch erzeugt ein Geräusch wie Reifen auf Kies, ein sehr lautes Geräusch, das alles andere übertönt. Dann tritt mein Vater aus dem Qualm hervor. »Servier du den Reis«, sagt er, während er mich von der Küchentheke hebt.

Mein Bruder kommt wieder herein, mit schmutzigen Händen und Knien in der Farbe staubiger Ziegel. Seine Fußballshorts flattern ihm um die Beine. Als er sich hinsetzt, zieht er eine wütende Grimasse. Mein Vater ignoriert ihn.

Der Reis im Kocher ist platt wie ein Pfannkuchen. Ich stoße den Löffel hinein, rühre den Reis um, und heißer Dampf schießt hoch und schlägt sich auf meiner Haut nieder. Während mein Vater über dem Herd elegant die Arme bewegt, fange ich an, den Reis auszuteilen: zuerst für meinen Vater, dann für meine Mutter, dann für meinen Bruder, dann für mich. Hinter mir wird der Fisch rasch gar. In einem Steinguttopf dünstet mein Vater Blumenkohl, den er immer wieder wendet.

Mein Bruder tritt gegen ein Tischbein.

»Was ist los?«, fragt mein Vater.

Mein Bruder schweigt einen Moment, dann sagt er: »Wieso müssen wir unbedingt Fisch essen?«

»Magst du ihn nicht?«

Mein Bruder verschränkt die Arme vor seiner Brust. Ich sehe Schmutzstreifen auf seinen Armen, dunkel und verkrustet. Ich stelle mir vor, wie ich sie ihm mit einem kleinen Löffel vom Körper kratze.

»Ich kann es nicht leiden, dass er noch Augen hat. Das sieht abartig aus.«

Meine Mutter gibt ein missbilligendes Geräusch von sich.

Sie trägt noch ihr Namensschild an der Bluse. Darauf steht *Woodward's* und dann *Verkäuferin*. »Das reicht«, sagt sie und hängt ihre Handtasche über die Stuhllehne. »Geh dir die Hände waschen und mach dich zum Essen fertig.«

Mein Bruder wirft ihr einen ganz kurzen wütenden Blick zu. Dann beginnt er, an dem Schmutz auf seinen Armen zu zupfen. Ich bringe Teller mit Reis an den Tisch. Der Schmutz bröckelt von der Haut ab und sprenkelt die Tischdecke. »Hör auf damit«, sage ich ärgerlich.

»*Hör auf damit*«, äfft er mich nach.

»Hey!« Mein Vater schlägt mit seinem Löffel auf die Arbeitsfläche. Ein helles *Ping* ertönt. Er deutet auf meinen Bruder. »Keine Streitereien in diesem Haus.«

Mein Bruder schaut zu Boden, murmelt etwas und entfernt sich dann schlurfend vom Tisch. Als er ein Stück gegangen ist, stampft er mit den Füßen auf.

Kopfschüttelnd zieht meine Mutter ihre Jacke aus. Sie gleitet ihr von den Schultern. In der Sprache, die ich nicht verstehe, sagt sie etwas zu meinem Vater. Er zuckt bloß die Achseln. Und dann antwortet er, und mir erscheinen seine Worte so vertraut, als wären es Worte, die ich kennen müsste, als hätte ich sie womöglich früher gekannt, dann aber vergessen. Die Sprache, die sie sprechen, ist voller weicher Vokale, voller Wörter, die ineinanderlaufen, so dass ich die Lücken nicht erkenne, in denen sie zum Atemholen innehalten.

Meine Mutter hat mir einmal etwas über Schuld erzählt. Ihre eigene Schuld halte sie in der Hand wie eine Opfergabe. Aber deine Schuld ist anders, meinte sie. Du brauchst nicht an ihr festzuhalten. Stell sie dir vor, sagte sie und fuhr mir mit den Händen über die Stirn, dann in die Haare hinauf. Wenn du sie dir vorstellst, fragte sie, was siehst du dann?

Einen Fleck auf der Haut, groß und schwarz.

Einen Fleck, sagte sie. Konzentrier dich darauf. Jetzt ist es noch ein Fleck. Aber wenn du dich konzentrierst, kannst du ihn schrumpfen lassen, ihn auf die Größe einer Nadelspitze zusammenpressen. Und dann, wenn du es willst, wenn du es siehst, kannst du ihn wegpusten wie ein Körnchen Staub.

Sie strich mir über die Stirn.

Ich versuchte, mir den Fleck vorzustellen. Ich stellte mir vor, ihn wegzupusten wie einen kleinen Punkt, einen Tupfer, der nichts bedeutete, diese Komplizenschaft, von der ich mich wundersamerweise einfach trennen konnte. Meine Mutter brachte mich dazu, dass ich an die Kraft meiner Gedanken glaubte, als könnte ich erscheinen lassen, was nie existiert hat. Oder es umkehren. Es so oft umdrehen, dass man es aus den Augen verliert, dass einem das Ende entgleitet und das Ganze sich in Rauch auflöst.

Mein Vater zerteilt den Fisch mit dem Rand seines Löffels. Unter der Haut ist das Fleisch weiß, und der Saft rinnt heraus. Er hebt ein Stück hoch und legt es mir vorsichtig auf den Teller.

Wieder drückt sich sein Löffel durch die Haut. Behutsam nimmt mein Vater ein weiteres Stück und trägt es zu meinem Bruder.

»Ich will nicht«, sagt mein Bruder.

Die Hand meines Vaters zittert. »Probier ihn«, sagt er lächelnd. »Take a wok on the wild side.«

»Nein.«

Mein Vater seufzt und legt das Stück Fisch auf den Teller meiner Mutter. Wir essen schweigend; nur unsere Löffel kratzen über das Geschirr. Meine Eltern benutzen Stäbchen, heben ihre Schüsseln an den Mund und schaufeln die Happen hinein. Der Geruch nach Essen erfüllt den Raum.

Mein Vater, jeden Bissen genießend, isst langsam und ganz

den Geschmäckern in seinem Mund zugewandt. Meine Mutter nimmt ihre Brille ab, deren Gläser beschlagen sind, und legt sie auf den Tisch. Sie isst mit gesenktem Kopf, als ob sie betete.

Mein Bruder hebt einen Strunk Blumenkohl an seine Lippen und seufzt tief. Er kaut, und sein Gesichtsausdruck verändert sich. Ich sehe plötzlich vor mir, wie er ertrinkt, seine Haare ihn umwallen wie Gras. Er hustet und spuckt den Inhalt seines Mundes auf den Teller. Noch ein Husten. Würgend greift er sich an die Kehle.

Mein Vater knallt seine Stäbchen auf den Tisch. Mit einer raschen Bewegung packt er meinen Bruder an der Schulter. »Ich habe es versucht«, sagt er. »Ich weiß nicht, was für ein Sohn du bist. So undankbar zu sein.« Die andere Hand saust an mir vorbei und landet klatschend im Gesicht meines Bruders.

Meine Mutter zuckt zusammen. Das Gesicht meines Bruders ist rot, sein Mund steht offen. Seine Augen sind nass.

Immer noch hustend, greift er nach einer Gabel, die Zinken auf meinen Vater gerichtet, und schleudert sie dann blindlings auf ihn. Sie streift seine Brust und fällt zu Boden.

»Ich hasse dich! Du bist nichts als ein Arschloch, ein beschissenes schlitzäugiges Arschloch!« Mein Bruder nimmt seinen Teller in die Hände. Er lässt ihn auf den Tisch krachen, so dass sich das Essen darüber verstreut. Er hustet und spuckt. »Ich wünschte, du wärst nicht mein Vater! Ich wünschte, du wärst tot!«

Mein Vater lässt erneut seine Hand sausen. Diesmal mit einem harten Schlag auf den Tisch. Ich schließe die Augen. Ich höre nur noch, wie jemand schreit. Eine laute Stimme ertönt. Unbeholfen stehe ich auf, die Hände über den Augen.

»Geh in dein Zimmer«, sagt mein Vater mit zitternder Stimme.



Madeleine Thien

Einfache Rezepte

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 208 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-630-87260-5

Luchterhand Literaturverlag

Erscheinungstermin: Februar 2008

Die preisgekrönte Erzählsammlung der Autorin des gefeierten Romans „Jene Sehnsucht nach Gewissheit“: Sieben grandiose Familiengeschichten über Liebe und Verrat, über die Sehnsucht nach Geborgenheit und das Verlassenwerden, über Glück und Trauer. Sieben unvergessliche Geschichten, erzählt mit einer Wahrhaftigkeit und Eindringlichkeit, die ihresgleichen suchen.

Zwei Schwestern, junge Mädchen, halten vor ihrem früheren Haus Wache. Es ist der Geburtstag ihrer Mutter, und sie sind allein mit dem Bus ans andere Ende der Stadt gefahren, haben der Pflegefamilie nichts gesagt, weil sie hoffen, dass ihre Mutter, die eines Tages sang- und klanglos verschwunden ist, zu ihrem alten Haus kommt und nach ihnen sucht. Eine Frau entdeckt, dass ihr Mann vorhatte, sie zu verlassen und zu seiner Jugendliebe zurückzukehren. Er wurde abgewiesen. Als diese Fremde bei einem Autounfall ums Leben kommt, steht die Ehefrau vor der Entscheidung, wie sie mit ihrem gebrochenen Mann, seiner Trauer und ihrer eigenen Verzweiflung und Wut umgehen soll.

Eine Tochter erinnert sich an die bedingungslose Liebe, die sie als Kind für ihren Vater empfand, wie sie ihm fasziniert bei den Ritualen des Kochens – Reis waschen, Fisch zubereiten – zuschaute und zur Hand ging. Und sie erinnert sich an den Moment, in dem plötzlich alles in Frage gestellt war.

Madeleine Thien spürt in ihren Geschichten den oft krummen Wegen der Liebe nach. Mit wenigen Strichen fängt sie entscheidende Szenen ein, ob in der Kindheit oder im Leben von Erwachsenen, und zeigt erschreckend klar, wie Nähe, Vertrauen und Sehnsucht den Menschen erst empfänglich machen für den Schmerz.